

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 11.

Donnerstag, den 11. September.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Der Engel der Wogen.

Ein Bild aus den Dänen

von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht,“ entgegnete die junge Frau, „mir ist heute so ahnungsvoll in meiner Brust. Wenn nur kein Unglück geschieht; auch war mir, während Ihr erzählet, als fliege eine Eule mit scheuem Fittich vom Licht geblendet an das Fenster, das nach dem Hofe geht. Hättet Ihr die geheimnißvolle Geschichte lieber nicht erzählt, Onkelchen! Mir ist als ob so eine von den Furien gleich jenem Waller über die Wogen gepeitschte Menschengestalt jeden Augenblick zur Thüre hereintreten könnte. Der Sturm ist auch so heftig geworden, die Pappeln biegen sich wie die getretenen Würmer, ihre gepeitschten Aeste knacken und die Wogen brausen heute so ganz eigenthümlich marzdurchschneidend, als witterten sie ein heranziehendes Opfer. Es ist ein gar zu schauerlicher Herbstabend, Onkelchen!“

„Du hast Recht mein Kind,“ entgegnete der

Mann, „und ich wünschte wirklich auch, ich wäre erst glücklich zu Hause; ich muß aber wirklich Anstalten dazu treffen, Gesina, und Dir gute Nacht sagen; ich kann mein Haus nicht allein lassen in solcher Nacht, überdem ist meine Wirthschafterin krank und wir erwarten morgen den Steuerrath. Da will ich doch meinen Braunen selbsteighändig den Hafer in die Krippe schütten, damit er mir morgen bei guter Laune sein mag, wenn ich mit dem Steuerrathe zu reiten habe. Gute Nacht, mein liebes, süßes Mädchen! Friede sei mit Dir und Deinem lieblichen Knaben. Und vergiß die häßliche Geschichte von dem Mann, den, wie Du ganz richtig sagst, die Furien gepeitscht. Wer von dieser Art sollte wohl in Deine stille Hütte treten, wo die Unschuld wohnt und die Treue und das häusliche Glück?“

„Wollt Ihr wirklich gehen, Onkelchen!“ entgegnete Gesina; „ich hatte gehofft, Ihr würdet bleiben, bis mein Gerhard zurück wäre, der heute auch recht lange auf sich warten läßt. Ich begreife gar nicht, wo er hingegangen sein kann und wo er so lange bleibt; wie es mir auch ein Räthsel ist, warum er heute sein Lieblingsthier, den schwarzen Jakob so

plötzlich und ohne mich auch nur zu fragen an den Schlächter verkauft hat!"

„An wen hat er den Jakob verkauft?“ fragte der Zollvisitator, der plötzlich erschrak, ohne zu wissen warum.

„An den Schlächtermeister, der auf dem gelben Pferde reitet, der immer so recht im Gesichte aussieht, als hätte er Blut im Waschbecken gehabt!“ erwiderte Gesina.

„An den Teckelberger,“ sagte der Zollvisitator. „Da ist denn doch wirklich Guer Gerhard ein großer Schwachkopf gewesen; Dein Mann hat trotz seiner vielen Seereisen denn doch auch gar keinen Charakter und keine Widerstandsfähigkeit. Wie oft hat er es mir zugeschworen, käme ihm der salbadernde Hammelwürger noch einmal auf den Hof, so wollte er ihn mit sammt seiner gelben Teufelsmähre durch Schiffmann vom Hofe hegen. Nun, wir wollen hoffen, daß er seinen Leichtsinm mit den steigenden Jahren immer mehr ablegen und Kraft gewinnen wird, ein Wort, das er sich gegeben, auch zu halten. Um den schwarzen Jakob thut es mir übrigens leid, der arme Kerl war zwar nur ein Dchs, aber dieser Dchs mit Hörnern schien mir manchmal mehr Verstand und Ueberlegung zu haben, als mancher Dchs, der sich die Welt darauf einbildet, keine Hörner zu haben. Nun, was der Herr thut, ist wohlgethan. Uebrigens sei so gut, Gesina, und gieb Du dem Sammy den Gutenachtgruß, den ich ihm schuldig bin. Mein Bart ist gar so starr und stachelicht, ich konnte dem süßen, kleinen Knirpse wohl gar wehethun und ihm vielleicht die Knospe eines seiner lieblichsten Träume zerstechen! Nun, so lebe wohl, mein theures Leben! Ich muß hinaus in die finstre, stürmische Herbstnacht! Sei glücklich an Deinem trauten Heerde!“ Bei diesen Worten umschlang der alte, gute Zollvisitator das holde Weib, drückte leicht seine härtige Lippe auf ihre bleiche Stirn und hing sich dann eine Art Radmantel um, der aus braunem, derbem Frieze verfertigt, so lange am Ofen im Widerscheine des Kaminfeuers angenehm genug dem Anschein nach seine Zeit verbracht oder verträumt hatte, und so verzweifelt künstlich konstruirt war, daß eine mit ihm unlöslich verknüpfte und aus demselben Stoffe, gleich wie er selbst, verfertigte Kapuze über den Kopf seines Herrn gestülpt, die allerwärmste

und vortrefflichste Hauptbedeckung das komfortabelste Nackenstück abgab, das noch je am Leibe eines alten Mannes geprangt hatte. Der Zollvisitator so kostümirte, die Tabackspfeife im Munde, glich zwar auf ein Haar einem riesigen Reiber, der mit Muth und Entschlossenheit auswandelt zum Fischfange; selbiges Bewußtsein aber, nehmlich das Bewußtsein, daß ein derartiger Vergleich bis zur Täuschung passend war, störte den wackeren Hüter und Bewahrer der Interessen des Fiskus durchaus nicht; derselbe fühlte sich im Gegentheil im Innern seiner Schaale so wohl wie ein Krebs im Sumpfe sich fühlt und er schritt mit Stolz und Energie hinaus in die immer gewaltiger in die Hörner des zeternden Aufruhrs der Dämonen der Finsterniß und des Orkanes stoßende Herbstnacht, um über den Hof weg, schräg nach der Küste zu, den Weg, der zu seinem auf der Höhe des Deiches gelegenen Häuschen führte, einzuschlagen.

Gerhard hatte die verschiedenen Phasen, die der Zollvisitator durchzumachen gehabt, ehe es ihm gelungen, seinen definitiven Abgang in's Werk zu richten, mit einer Angst beobachtet, von der er selbst glaubte, sie müßte mit jedem Augenblicke sein Herz zersprengen. Wie er nun endlich auch den Fuß überstanden und wie er sah, daß der Alte nun denn wirklich Anstalt machte, das Zimmer zu verlassen, war er, um nicht gesehen zu werden, vom Spalier hinabgestiegen und hatte sich hinter einem Bienenkorb versteckt, der im Hausgärtchen dicht am Zaune stand. Es war ein Glück, daß der Herbststurm so unbarmherzig die alten Pappeln beim Schopfe faßte und so ungestüm mit den täppischen Häuten die wirren Locken zerzauste und so ächt bubenhaft dazu aus innerster Brust mit heiserer Stimme tobte und schrie, sonst hätte das Holz des Bienenkorbes, an den sich Gerhards zitternder Busen legte, das furchtbare Pochen seiner Brust bis auf viele Schritte Entfernung verrathen. Endlich verrieth Schiffmanns beruhigtes Knurren, daß eine ihm vertraute Person das Gehöft verlassen; die Pforte fiel in das Schloß, da erhob sich der Mann aus seinem Verstecke und mit einem Sage, er wußte selbst nicht, hatte er wirklich die Thüre geöffnet und wieder verschlossen, oder war er auf dem Fittich des Zaubers hineingelangt, mit einem Sage stand er im Zimmer am Kamin! Er stand vor Herzlinden!

Entsetzt sah die Frau auf; der erste Gedanke, der ihr durch's Hirn ging, brachte das Bild aus dem Gespräch, das sie unlängst gepflogen, brachte den Vergleich mit dem von den Furien Gepeitschten; denn da stand er ja selbst, der von den Furien Gepeitschte, da stand er, mit zitternden, zusammenbrechenden Knieen, da stand er, mit bebenden, brennenden Händen, da stand er, mit todesbleicher Stirn, von der der kalte, blutige Schweiß herniedertroff; aus seinen Haaren floß der Guß des Herbstregens in langen Strömen auf den Estrich, sein nasses Kleid klatschte auf seinen durchschauerten Leib; an dem einen Fuße fehlte ihm der Schuh, der ihm wahrscheinlich im zähen Boden der Marsch verloren gegangen.

„Gerhard! Mensch!“ so rief das arme Weib. „Sprich, was ist Dir begegnet? Wo kommst Du her? Wo warst Du so lange? Bist Du in's Meer, bist Du in den Fluß gefallen und hast Dich erkältet: O wie ist es so grausam von Dir, so lange von mir zu bleiben, und mich und Deine Habe und Deinen Sammy allein zu lassen in der immer fürchterlicher dröhnenden Sturmnacht! Gerhard, antworte mir! Wo kommst Du her?“

Wie Gerhard so nahe seinem Ohr die süße Stimme hörte, die den ganzen Traum seines versunkenen Glückes vor seine verzweiflungsvolle Seele zauberte, wie der duftige, reine Athem so lieblich und so lind seine wie von eisiger Kralle zusammengedrückte Stirn umwehte, da wußte er nicht mehr, was er sagen sollte, er hatte Alles, Alles vergessen; er erinnerte sich nur noch, daß die, die da vor ihm stand, seine unaussprechlich geliebte Gesina Herzelinde war, und daß er einen verfluchten rothen Gürtel in seiner Rechten eingeklemmt trug, an dem, wie er sich gestehen mußte, er die Farbe zu unterscheiden nicht im Stande war. Er fiel in den Sessel am Feuer; die Strahlen des heimischen Heerdes drangen mit süßer Macht in seine durchkältete Seele.

„Ich weiß weiter nichts zu sagen, liebe Herzelinde,“ so begann er endlich mit gesenkter Wimper und zitternder Stimme; „ich weiß weiter nichts zu sagen, als daß ich Dich sehr lieb habe, Dich und den Sammy auch; auf weiter nichts kann ich mich jetzt besinnen; nein, wahrhaftig, auf weiter nichts, als darauf, daß ich weinen möchte, wenn mir nicht

statt Thränen lauter rothe Kohlen im Herzen lägen; und doch wollte ich Dich fragen, mein süßes Leben, ob Du mir nicht sagen kannst, welcher Farbe denn eigentlich dieser Gürtel ist. Die Leute sagen zwar er sei roth; ich Vermster kanns nicht mehr recht unterscheiden, denn wenn man Thränen weint, die so heiß sind wie glühende Kohlen, da werden die Augen schwach, Herzelinde! Nun wollte ich Dich bitten, mein Kind, erweise mir die große Güte, sieh Dir den Gürtel genau an, aber ganz genau, und dann sage mir: habe ich nicht Recht? Sehen meine Augen nicht richtig, richtiger als die Teckelbergers und aller derer, die aus dem Meere zu mir herankamen und die ich um Rath fragte? Ist das Band nicht schwarz, oder wenigstens grau? Sprich Herzelinde!“

Gesina wußte nicht, was sie denken sollte. Wollte der Mann mit ihr scherzen, oder hatte ihn ein Verhängniß ereilt; hatte irgend ein Ereigniß, von dessen Natur sie keine Ahnung hatte, verwirrend auf seinen Geist gewirkt? Sie bezwang sich und lächelte, legte ihren runden, herrlichen Arm um Gerhards feuchten Nacken und sprach:

„Du scherzest wohl, lieber Timme, das Band ist ja roth, recht purperroth; aber ich danke Dir, daß Du es mir wiederbringst; es gehört mir und fehlt mir seit Jahr und Tag, was ich recht beklagt habe, denn ich hatte dieses Bändchen gerade, ein Geschenk von so lieber Hand, so herzlich lieb; der Wind muß es mir einmal vom Fensterbrette geweht oder gar die alte Elster gestohlen haben, die voriges Jahr ihr Nest auf der mittelsten Pappel hatte. Wo fandest Du es heute, Gerhard, daß Du es mir wiederbringen kannst und so frisch, wohlerhalten und gar nicht verschossen? Es muß an einem sauberen Plätzchen gelegen haben!“

Gerhard hörte apathetisch diese Worte an; sie machten bei ihm den Eindruck, als würden sie in einer fremden Sprache zu ihm gesprochen, als müßte er mühsam jedes einzelne Wort erst im Wörterbuche nachsuchen und sich dann das Ganze konstruiren und überlegen. Und wie Herzelinde das verfluchte Band so liebevoll in die weiche Hand nahm und es so freundlich ansah, da kam es ihm vor, als lächelte sie recht falsch und heimtückisch dabei. Und, ha! da rauschte der Vorhang in die Höhe, der zwischen ihm und seiner Erinnerung niedergesunken war; seine

Seele vermochte an den Faden zu ziehen, an dem sein Grimm und seine Verzweiflung hingen mit Centnergewicht. Er griff mit gieriger Hand nach dem Gürtel in Herzwindens Hand und schleuderte ihn in's Feuer, und er war im Begriff, den Mund aufzuthun und sie hervorzubringen die furchtbare Anklage, die er auf dem Herzen hatte; er war im Begriff, während dort das Feuer des Heerdes mit dem elenden Gürtel spielte, gleich wie eine sich krümmende Otter, mit dem Dolche, der schon seinen Busen zerfleischt, noch einen zweiten Busen zu durchstoßen, seine Liebe und sein Leben aber unrettbar dem Verderben preiszugeben und hinabzustürzen in die Gründe hoffnungsloser Verzweiflung; schon hob sich seine Lippe und das Wort des Verhängnisses saß auf ihr, wie der Pfeil, der von der Sonne geschleust werden soll, da gellte durch das Brausen des Sturmes, durch das Rauschen der Wipfel, durch den Donner der Brandung, durch all das Geheule des wie es schien den wildesten Dämonen zum Freudenfeste preisgegebenen Herbstabends, ein Kanonenschuß, dem nach kurzer Frist ein zweiter und bald darauf ein dritter folgte, daß die Tassen auf dem Tische durcheinanderklirrten und die Gläser, die auf dem Simse standen die wilden Töne wiederklangen in zitterndem Nachhall.

„Heiliger Gott!“ rief Gesina, „Gerhard: was ist das? O schrecklich, schrecklich ist dieser Abend! Gerhard! lieber Gerhard! sitz nicht so todtenähnlich da! Besinne Dich! Antworte mir! Was ist das?“

„Das sind Nothschüsse, Herzwinden,“ antwortete ruhig der Mann, den die furchtbaren Töne mit elektrischer Gewalt durchzuckt und geweckt zu haben schienen aus dem bleiernen Traume seines schmerzlichen Wahnsinns. „Weißt Du denn nicht was Nothschüsse sind, Du Kühne — Schifferin? Das sind Schüsse, die ein Kapitain thun läßt, wenn sein Schiff sich in der allerhöchsten Gefahr befindet, wenn er auf eine Sandbank gerathen, oder auf eine Klippe und nun die Bogen, die gläsernen Augen und die grünen Schlangenköpfe immer tiefer in den Leck stecken, der sich immer weiter spaltet. Schlimme Klänge, diese Nothschüsse, Herzwinden; mit so einem Spalt im Leibe ist ein Schiff auf der See ein erbärmliches Ding! Doch höre! da kommt auch schon Scholle. Der muß den Braten auch schon gewittert haben,

denn, wenn Scholle das Schifferlied singt, so ist nicht alles in Ordnung und Unheil droht in den Lüften!“

Scholles Gesang, deutlich vernehmbar durch den Sturm, lautet:

Und wer am Wasser lebet,
Den nenn' ich Bruder mein!
Wer auf den Bogen schwebet,
Er soll mir heilig sein!
Dem Unglück Rettung bringen,
Welch' herrliches Gelingen!
Die Schifffahrt segne Gott! Hurrah!

Es ist wahr, Scholles Gesang war unter dem Gesichtspunkte musikalischer Kunstleistung nur ein sehr mittelmäßiger zu nennen; seine Stimme klang dumpf wie Bogengeheul, war heiser wie Mowengekrächz; seine Intonirung war unausstehlich falsch, und dennoch klang sein Lied so unaussprechlich rührend und drang tief in die Herzen der Hörer.

Da that sich die Thür auf und der kleine Scholle, in der linken Hand eine Laterne, deren Scheiben von Fischblase gefertigt waren, in der Rechten ein Stück Riemenzeug, das der Kenner sofort für eine Art Wassertrense erklären mußte; das Haupt mit einem mächtigen Südwest aus gelbem Wachstaffet bedeckt, trat in das Zimmer. Muthvoll schwenkte er die Laterne, die halb so groß war als er selbst, einigemal hin und her, dann aber sprach der Mann, dem, wie wir sehen, nur ein Sturmwetter die Zunge zu lösen vermochte:

„Pappelbauer, Ihr habt gehört, es hat drei Nothschüsse gethan; es geht hart zu Ende mit ihm; sie pfeifen bi God! sage ich Euch!“ — die Phrase bi God bildete des guten Scholle ganzer Reichtum an Schwärmerei. — „Sie pfeifen Euch bi God, wie man zu sagen pflegt, aus dem letzten Loche. Die Lootsen vermögen nichts; sie können nicht hinaus, wenn solch' eine See steht mit ihren Booten. Der Wind ist Sturm, ist ganz nach Norden gesprungen und drängt zu heftig gegen die Düne. Bi God! Pappelbauer! sollen Menschenleben geborgen werden, so bleibt kein anderer Rath, als daß ich mir den Schimmel sattelle und hinschwimme nach dem Schiff! Laßt mich den Schimmel nehmen in Gottes Namen! Uns beiden thun die Bogen bi God nichts! Denn sehen sie mich, so denken sie wahrhaftig, daß ich ein

Fisch bin und erfahren sie gar, daß ich Scholle heiße, so thun sie mir erst recht nichts. Den lieben, guten Schimmel aber halten sie Euch mit seiner milchweißen Mähne, die just aussieht wie ein schäumender Wogenkamm, mit seinem weißen Schweife, der dem Nacken einer Meerjungfer gleicht in lichtfarbener Schöne, für ihres Gleichen, für eine Woge. Was können die Wogen dem Fische thun, der selbst auf der Welle reitet. Aber laßt mich eilen, Pappelbauer! Die Zeit drängt; es stand nur noch der eine Mast auf dem Bracke, an dem sie die Laterne aufgezogen; nur noch der eine Mast, hi God, und auch er schon fing an sich wie in Verzweiflung zu neigen!“

Scholle hatte seine vortreffliche Rede beendet und war der Antwort gewärtig.

Der Pappelbauer, der, während jener gesprochen, die vor ihm stehende Cognakflasche mehre Male wie mechanisch zu Munde geführt und sich so körperlich einigermassen restaurirt hatte, sprang auf und verließ mit dem Diener das Zimmer; während Gesina durch Sammys Wachwerden sich genöthigt sah, für das Erste alles Andere bei Seite zu setzen und sich mit dem lieben Kinde zu beschäftigen.

Draußen herrschte absolute, tiefe Finsterniß; Scholles Laterne hatte zu thun, um aus diesen dunkeln Massen schattige Spizen und Keile zu schneiden; Gerhard erstieg eine Feuerleiter, die auch Schollen zum Observatorium gedient hatte, und spähte hinaus in die pechdunkle Nacht. Da sah er über den Deich und die Dünen hinweg einen schwankenden Gegenstand auf den Wellen liegen, der ihm noch schwärzer dünkte als die Nacht. Der Mast, an dessen oberster Stange eine Laterne hing, schien bereits fast abgebrochen, denn entseztlich schwankte er vom Sturme gepeitscht und schlug unbändig an die ihn noch haltenden Banten und andere Theile des Tauwerks, die von seinen Stangen hinabließen und auf dem Verdecke befestigt waren. Je länger Gerhard hinsah, stieg das Bild des Schreckens, das dort aus dem Ocean emporragte, immer näher und deutlicher an sein Auge und immer klarer wurde ihm, daß die grauenvolle Szene, die da abgespielt wurde, keine Vision seiner eigenen erschütterten, und gleich dem Meere vom Sturme, aber vom Sturme der schrecklichsten und peinlichsten Leidenschaft aufgewühlten und zerrungenen Seele, sondern ein wirkliches, reelles

Ereigniß war. Er konnte unterscheiden, daß das Brack auf dem Hintertheile aufliegend mit dem Vordertheile und dem gekappten aber noch nicht völlig gelösten Fockmast schrecklich richtauf stand zum dunklen Himmel; er sah die furchtbarsten Sturzwellen schäumend über das im Wasser vergrabene Hintertheil rollen; er sah wie die zerstiebenden Wogen weißen Gischt nach vorn in die Höhe spritzten; er sah todesbleiche Gesichter auf Körpern, die sich in den Banten des jeden Augenblick mit dem Fall drohenden Fockmastes festklammerten; er sah dunkle Gestalten, die er für mit dem Tode ringende Weiber hielt, in den Stagssegeln am mit seinem untersten Theile noch stehenden Bugspriete liegen; er sah wie der Bogendrang, der von hinten nach vorn aufstieg, hier und da einen der Unglücklichen losschwemmte von dem schützenden Seile und ihn unerbittlich hinabschleuderte in das rasende Meer. Es war ihm auch, als könnte er trotz des furchtbaren Lärmens, der aus so vielen, so unzählbaren vor Wuth brüllenden Rachen so vieler Ungeheuer tönte, das Angstgeschrei der armen Glenden vernehmen, die Mann für Mann langsam aber teuflisch sicher abgeholt wurden zum unvermeidlichen Tode. So entseztlich wie heute war dem Mann, dem doch die Woge beinahe die Wiege gewesen, das Meer lange nicht vorgekommen; war's ihm nur so vor den Augen, täuschte ihn die dunkle Nacht, oder die Finsterniß, die auch auf seiner eignen Seele noch lastete mit bleierner Schwere, es war ihm wahrhaftig, wie er so die bleichen Gesichter der vor dem Tode bebenden Schiffbrüchigen sah, es war ihm, als hätten auch alle diese rasenden Wogengestalten gleich jenen Gesichter, aber Gesichter, die blaß waren vor Wuth und vor Angst der rasenden Begierde. Aber was war das? Das wahrhaftig kein Schrei, der aus dem Munde einer zeternden Woge gekommen, das war kein Pfiff des Sturmes; das war ein Klang aus einer zerspringenden Menschenbrust, denn so konnten Dämonen nicht schreien vor Lust, nicht weinen vor Schmerz. Und er sah deutlich, wie ein menschliches Wesen, halbnackt aus den Wogen auf dem Hintertheile hervortauchend das Vordertheil mit der Gelenkigkeit einer wilden Kaze erklimmte; er sah wie die eine Hand dieser Menschengestalt einen Gegenstand fest auf ihr Haupt gedrückt hielt; das mußte eine Mutter sein, die ihr

Kind gerettet aus der überschwemmten Kajüte; denn so zu klettern wie eine wilde Kage hinan den abschüssigen, schlüpfrigen Pfad, und so zu schreien, schriller als viele Dämonen vor Freude und vor Angst zu gleicher Zeit, vermochte nur eine Mutter, die das bedrohte Leben ihres Kindes gerettet; die voll Verzweiflung hinabgetaucht in die Woge, um ihr Kleinod zu suchen auf der unter Wasser stehenden Lagerstätte und die wahnsinnig vor Freude mit dem geretteten Kinde auf dem Haupte wieder empor-taucht. Da stieg Gerhard von der Leiter.

„Scholle!“ rief er, „sattle den Schimmel, schwing Dich hinauf Du Fisch auf die weiße Welle, taucht in das Euch befreundete Meer und rettet was zu retten ist. Aber kommt gesund mir wieder! Die Schifffahrt segne Gott! Hurrah!“

(Fortf. folgt.)

Die Köhler von Burg.

Bairische Sage in Versen

von

Moriz Horn.

(Fortsetzung.)

8. Auf der Waldblöße.

Schelm'sche Liebesgötterschaar
Schmückt hold Klärchens Hochzeitstraum,
Schmückt den Friedenssitz der Stube,
Festet an das Brautgewand
Unsichtbaren Glückes Schleifen,
Und begießet mit dem Zauber,
Wirksam gegen Noth und Uebel,
Den in frisches Maß gelegten
Blüthenreichen Myrthenkranz.

Aber draußen auf der Blöße
Finstern Waldes schreiten Wesen
Schlangengürtel um die Leiber,
Ziehen, Herensprüche murmelnd,
Enge, feste Zauberkreise,
Daß von blauen Irwischflammen
Leuchtend glüht das grüne Moos.
Höllensboten sind die Wesen,
Harren ihrer sichern Opfer.

Horch, sie nahen, jene schwinden,
Wie sich löst Gewölk der Nebel,
Wolf und Ambros grüßen sich.

„Sahst du Rabbod?“ fragen Beide,
Wie aus einem Munde „nein!“
Lönt die kurze Antwort drauf.

„Wahrlich, mit dem leeren Magen
Auszubarren von dem Regen,
Durchgenäßt bis auf die Haut
Trag' ich länger nicht Gelüßt.“
Spricht zu Wolf der Spießgefelle.

„Laß' uns geh'n,“ der And're d'rauf.

Horch, da gellt ein langes Pfeifen,
Daß die Nacht aus ihrem Schlummer,
Aus den süßen Waldesträumen
Aufgeschreckt der Stimme lauscht.
Aus des Waldes dunkler Nacht
Tritt der Riese Rabbod vor
Auf die Blöße, ein Gespenst.

„Kann mir denken, daß ihr murret,
Weil ich euch zu spät erschienen,
Aber eh' ihr weiter grollet,
Hört den Grund; es ging mein Gürg'
Mittag schon, um auszuspueren,
Ob an Conrad's Haus die Pforten
Leicht sich öffnen ohne Ton.
Seiner Rückkehr schon seit Stunden
Harr ich an der alten Buche,
Wo der Weg in's Kreuz sich scheidet,
Doch umsonst, kein Gürg' kommt.
Nun zur Sache, hört mich an.
Wißt ihr des Verräthers Namen,
Wißt ihr, wer dem Richter zeigte
Jenen Ort, den außerlesen
Wir zu uns'rer Vorrathskammer?
Schurke Conrad hat's gethan.“

„Fluch ihm, dreimal Fluch, Verderben
Sei bereitet!“ rufen Beide.

„Also, mein' ich gleichermaßen,
Sollen wir etwa erdulden,
Daß sein Spott uns noch verhöhnt,
An die Dirne hingegeben,
Die den Sohn mir hat beschimpft
Um des Glatzgeleckten willen,
Sollen wir etwa erdulden,
Daß er, ein gespreizter Pfau,
Umzug in dem Dorfe hält
Mit dem süßen Turteltaubchen?“

„Nein,“ hört man die Andern rufen,
„Heut' noch fällt ihn unser Stahl.“

Blanker Messer Spitzen glänzen
Blutbegierig durch die Nacht.

„Nicht so, Freunde,“ Rabbod d'rauf,
„Muß verschwinden aus der Welt
Ohne Zeichen, ohne Spuren,
Werde wilder Flammen Raub
In des eignen Meilers Bauche,
Mitten in dem sanften Schlummer,
Mitten in dem Hochzeitstraum
Binden wir den süßen Knaben.
Auf zur That, die Blendlaterne
Zeigt das Opfer in der Hütte.
Luftig, braungelockter Junge,
Brautnacht kommt mit losem Gürtel,
Bald nimmt eine warme Stätte
Dich in ihren sichern Schoos,
Freilich Schatz, kein Hochzeitsbette.“

9. Die Begegnung.

Wie drei tiefem Höllenschlunde
Furch entfloh'ne schwarze Drachen
Ziehen sie in dunkler Nacht
Nach des Köhlers Conrad Hütte,
Schon geschmückt zum Hochzeitsfeste,
Flatternd Band und bunten Strauß
Um das kleine Eingangsthor.
Weilt er schon auf seinem Lager?
Nein, er wacht am Meiler noch
Auf der Schütte, denn sein Glück
Scheucht des Schlafes stillen Gott,
Und besä't das Firmament
Mit den Sternen ohne Zahl,
Jeder trägt, so will ihm dünken,
Klärchens holdes Angesicht,
Und in jedes Windes Flüstern
Meint er, ihren Gruß zu hören.
Denn der Sturm hat ausgeraset,
Ferner grollt des Donners Stimme,
Lichter werden schon die Wolken,
Die nur einzeln, dunkelgrau,
Schwer am Himmel vorwärts schwanfen.

„Habe Dank, du Gnadenreicher,“
Betet Conrad, „für mein Glück;
Schau ich am ersehnten Ziele
Meine Laufbahn rückwärts wieder,
Welch ein Loos ist mir gefallen!

Hat nicht seine Allmacht Hand
Dich geleitet aus dem Dache
Nied'rer Armuth, wahr gemacht,
Daß zum Besten alle Dinge
Dienen dem Gerechten müssen!
Gnadenmild ist seine Liebe,
Richtet nicht nach unsrer Sünde,
Wenn sie vor des Heilands Bild
Neuig ihre Brüste schlägt.
Aehnlich sei dem hohen Meister,
Conrad, denn von ganzem Herzen.
Jedem Feinde sei vergeben,
Auch dem ärgsten reich' die Hand,
Gürge selbst in deiner Hütten
Schlafe sicher, wann er naht
Um ein Obdach dich zu bitten,
Wenn Gefahren ihn bedräu'n;
Also sei's, bei Klärchens Liebe.“

Kaum gesprochen sind die Worte,
Hört er Aechzen, hört er Stöhnen.
Täuscht das Ohr ein Nachtgeräusch,
Will ein unbekanntes Wesen
Unsichtbarer Geister Stimme
Prüfen Conrads Schwur? Er lauscht,
Nein, jetzt klingt es näher schon,
Lauter klingt es, bang und bänger,
Flugs eilt er dem Orte zu.
Zwischen Tannen liegt am Wege
Blutend ein geschlagener Mann,
Mit dem Rienspahn Conrad leuchtet.

„Schrecklich,“ ruft er, „Gürg, ihr seid's!
Arg verlegt am Hals und Kopf.
Stützt euch nur auf meine Schulter,
Meine Hütte liegt nicht fern,
Ruht euch dort, dieweil ich eile
Nach des Arztes Hilfe, rafft
Eure letzte Kraft zusammen,
Sind daheim wir, tränkt die Wunden
Lindernd wohl die Arznei,
Die ich selbst bereitet habe
Aus heilsamen Krautes Wurzeln.“

Conrad faßt an beiden Händen
Gürgen, hebt ihn, da er schwankt,
Kräftig auf die eigene Schulter,
Legt ihn in das weiche Bette,
Macht sich dann im schnellsten Lauf
Einen Arzt zu holen auf.

10. Die That.

Aus der Nacht des Föhrenwaldes
Tritt das wilde Kleeblatt jetzt,
Schreitet nach des Conrad Haus,
Radbod neigt das Ohr zum Boden.

„Alles still, nur dann und wann
Läßt ein Seufzen sich vernehmen,
Wird das Lager einsam finden,
Nur Geduld, bald bringen wir
Mehr Gesellschaft als du willst,
Kommt!“ Sie schleichen auf den Beben!
Durch die Thür, nur eingeklinkt,
Ambros hält die Leuchte hoch!

„Richtig,“ spricht er, dort im Bette
Liegt der Schelm; den Rienspahn weg,
Hat uns seinen Dienst erwiesen;
Wolf, die Leine, schnür die Füße,
Fest den Arm der Wickelpuppe.“

Rasch geschehen ist die That,
Raum bewegt das Opfer sich,
Das sie fort zum Meiler schleppen,
Dessen Bauch unheimlich leuchtet,
Gleich als gränzten Höllenfraxzen
Aus den Gluthen, schnell hinan
Geht's im Flug die kleine Leiter,
Nieder in den glühen Rachen
Schleudern lachend sie den Mann.

„Viel Vergnügen,“ ruft die Rotte,
„In dem Brautbett, süßes Blut!“

„Rasch von himmen jeder eile
Abgesondert von dem Andern
Nach dem Dorfe, Niemand zeugt,
Wird die That auch ruckbar werden,
Was die finstre Nacht gebat.“

Radbod sprach's, da fährt hernieder
Zischend feurig roth ein Blitz,
Grimmig hallt des Donners Stimme
Durch der Berge weit Geklüfte,
Jenen Mördern sträubt das Haar,
Denn sie werden schrecklich innen,
Daß ein ew'ger Richter sprach,
Angstzerrüttet, fast von Sinnen
Stürzen sie einander nach.

11. Der Hochzeitstag.

Welch ein sonnenheller Morgen,
Den der wilde Sturm gezeugt
Mit der Nacht; so hold wie nimmer,
Liegt sein rother Rosenkranz
Auf dem grünen Wiesenfassen.
Niemand traum erinnert sich
Solcher Pracht und Herrlichkeit,
War es doch, als hätte selber
Bräutlich sich Natur geschmückt. —

Mit dem ersten frühen Strahle
Wird lebendig Jedermann,
Ja das Dorf legt schon geschäftig
Seine Sonntagskleider an.
Radbod nur, ein bloßer Schemen,
Wie ein Rohr, vom Sturm geknickt,
Tritt im ruh'gen Alltagsittel
Aus dem Haus und blickt zu Boden,
Als des Nachbars Gruß ihn trifft.
Meister Schmied im blanken Aermel
Weitgeblähten Hemdes grüßt.

„Sagt mir Nachbar nur, seid wannen
Gruß nicht Gegengrußes werth?
Sagt, wozu die schlechte Rutte,
Wißt ihr nicht, das ganze Dorf
Folgt dem Conrad heut' zur Kirche,
Der mit Klärchen Hochzeit hält?
Zammerbleich seid ihr zu schauen,
Wahrlich, meinen möchte man,
Ein Gespenst sei euch begegnet
Auf dem Kreuzweg gestern Nacht.“

Radbod schüttelt sich im Fieber,
Aber jener unbeirrt
Fährt in seinem Plaudern fort:

„Habt zu lange wohl euch wieder
„In der Hölle“ amüset,
Scheint mir, daß zum Wohlbedinden
Ihr sie nicht entbehren könnt,
Oder hat euch Gütz gekränkt,
Der zu tief in's Glasel schaute
Gestern in der Nachbarschänke,
Müllers Knecht darauf beschimpfte,
Bis er ihn mit sich'rer Faust
Weidlich an den Schopf gefaßt,
Und zum Haus hinausgeworfen;
Als man später ihn gesucht,
Fand man nur des Blutes Spuren,
Doch den Unflat fand man nicht.
Immer hat sich doch bewähret
Jenes alte, gute Sprüchel,

Daß der Apfel allzuweit
Niemals pflügt vom Stamm zu fallen.
Aber seht, dort kommt der liebe
Sunge, nemlich Conrad, heiß
Glüht die Wange, feurig blüht
Schon das an sich helle Auge,
Hochzeitsvorschmack in dem Herzen
Muß der Seele Freudensonne
Leuchten aus dem Augensterne."

Wirklich kommt er, Rabbod steht
Athemlos, das Auge tritt
Kampfoverzerrt aus seiner Höhle,
Eisig kalter Todeschweiß
Träuft hernieder von der Stirne,
Blutleer starret sein Gesicht,
Ja man hätte sagen können,
Weißer Marmor scheine röther
Als dies Todtenangeficht.

„Welches Glück, daß ich euch finde,“
Spricht jetzt Conrad, „euren Sohn
Habt ich blutend diese Nacht,
Trug ihn sorglich nach der Hütte,
Eilte flugs, den Arzt zu suchen,
Daß er Jenem Labung bringe
Mit der kunstgeübten Hand,
Denn gar schwer schien er verwundet,
Daß er keines Wortes mächtig,
In der Ohnmacht Fesseln lag.
Sieh, da bald ich athemlos
Heim zu meinem Kranken kehre,
Find ich leer die Lagerstätte,
Mir ein hoffnungsvolles Zeichen,
Daß Besinnung er gewann,
Und zum eignen Hause schwankte,
Sagt, wie geht's dem armen Sohn?“ —
(Schluß folgt.)

Ein deutscher Krieger.

Erlebnisse eines Offiziers in Spanien im Jahre 1808.

Mitgetheilt von J. K.

(Fortsetzung.)

Sie sind sehr lang und schlank und haben oben nur eine kurze etwas dichte grüne Krone, so daß sie von Weitem hoch aufgeschossenen Schwämmen gleichen. Ihr Same ist ganz wohlschmeckend und wurde von uns nicht selten gegessen.

Im Nachtquartiere bei Olweda tra uns ein Courier des Kaisers; er brachte die Nachricht, daß Napoleon das hohe Quaderrana-Gebirg in einer sehr brillanten Affaire beim Paß Somosierra forcirt hätte und gerade auf Madrid losgegangen sei.

Wir hatten also keine Zeit zu verlieren, da wir selbst noch drei Tagemärsche von diesem Gebirge entfernt waren.

Wir machten daher einen für die sandigen Wege sehr forcirten Marsch von mehr als neun Stunden Wegs.

Nach vierstündigem Marsch durch die traurigste Sand- und Tannenwüste wurden wir beim Uebergang über das Flüsschen Boltoya durch einen Anblick überrascht, der uns in das freudigste Erstaunen setzte.

Ein steiler Felsen hob sich dicht vor unsern Augen hoch aus der Ebene empor. Der Länge nach bespült seinen westlichen Fuß der Boltoya und fällt dann in den Erasma, der nördlich vorbeischießt. Die Stirne dieses merkwürdigen Felsens krönt ein festes Schloß, das zur Ruine zu werden anfing. Die Bauart dieser Festung ist so schön, so sonderbar majestätisch, die Architektur des Schlosses so von den Formen der gothischen und römischen verschieden, daß man es für das Schloß irgend eines Zauberers halten sollte, wenn Einem nicht einfiel, daß die Mauern, wenn sie auch das Schloß nicht bauten, doch nahe genug waren, um den Einfluß ihrer höheren Cultur auf diesen Bau geltend zu machen, der gegen sie soll gerichtet gewesen sein. Auf der östlichen Seite geht der Bach Balisa parallel mit dem Boltoya in den Erasma. Der Felsen verliert sich auf dieser Seite gegen die Ebene und läßt für das Städtchen Platz, das den Raum zwischen der Festung und dem Bach ausfüllt und auch mit Mauern umgeben ist. Um das Wunderbare des Ganzen zu vermehren, redete uns ein Thorwächter in gebrochenem Deutsch an. Er war wirklich ein Deutscher, hatte seit seiner frühesten Jugend unter dem spanischen Militair gedient und genoß jetzt hier eine Art Invalidenamtes. Der vierte December sollte uns in eine bedeutende und in so mancher Beziehung merkwürdige Station — Segovia führen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt kommt man auf das rechte Ufer des Erasma. Fünf Brücken

führen über diesen Fluß nach Segovia, das sich von Osten gegen Westen an zwei Hügeln hinter einer malerischen Krümmung des Eresma ausbreitet. Nur noch von 8 bis 10 tausend Einwohnern bewohnt, scheint seiner Größe nach ehemals eine viermal größere Menschenzahl beherbergt zu haben. Nirgends findet man ein so auffallendes Gemisch der römischen, gothischen und maurischen Baukunst. Man ist geneigt, den Eindrücken nachzudenken, welche drei in allem so unendlich verschiedene Nationen der schönen Halbinsel gaben und findet sich durch den Anblick von einer Menge neuerer Kirchen und Klöster, voll kleinlicher moderner Pracht und von den langsam umherstreichenden in Mäntel gehüllten Gestalten wieder in die jetzige Zeit versetzt. Diese widerstreitenden Empfindungen haben dennoch nichts Unangenehmes. Sie halten die Seele in einer gewissen Spannung und während sie keiner festen Stimmung Raum gestatten, zaubern sie ihr mannichfache, unbegrenzte Gestalten aus dem ahnungsreichen Gebiete der Romantik vor. Am östlichen Ende, welches der von Norden kommende Reisende zuerst erreicht, spitzt sich die Stadt immer mehr zu und endigt mit einer weit berühmten Zitadelle auf einem steilen, auf drei Seiten unersteiglichen Felsen, an dessen Fuß der Fluß schäumend vorbeieilt. Auf dem rechten Ufer liegt ein Kloster, Nuestra Sennora de la Fuencisla, wo ich eine Kompagnie zu Deckung der Brücke zurückließ. Das erste Bataillon der Avantgarde ging durch die Stadt in einen jenseitigen Ort auf Vorposten, ich war bestimmt, von der Zitadelle oder dem Alcazar Besitz zu nehmen. Dieses Wort ist maurischen Ursprungs bedeutet ein festes Schloß und hat sich in dieser Bedeutung in mehreren alten Städten Spaniens erhalten. Das von Segovia war wirklich sehr fest und ist noch immer einiger Vertheidigung fähig, selbst gegen die Stadt hin, von welcher es durch eine schöne Esplanade getrennt wird. Seine Festungswerke sind zum Theil in den Felsen gehauen, zum Theil mit hohen starken Mauern und zahlreichen, vielgestalteten Thürmen künstlich aufgebaut. Ein ungeheurer stumpfer Thurm in der Mitte, macht die Hauptpartie aus.

Große Gewölbe dienen theils zu Aufbewahrung der Vorräthe, theils zu Ausfällen nach der Eresma hin. Ein Theil von den Gemächern ist noch mit

der ganzen Pracht der Könige ausgeschmückt, die in Segovia residirten. Ein sehr großer hoher Saal strotzt von gothischen Zierrathen und vieler Vergoldung. Eine Art von Gallerie umgiebt ihn oben. Hier befinden sich die hölzernen Bildsäulen der Castilischen Könige. Sie sind in sitzender Stellung auf Thronen mit Zeptern in der Hand. Bunte Farben und vorzüglich Gold hat man nicht daran gespart.

Ich fand einen uralten Gouverneur mit einigen Invaliden, die sich nicht wehrten und so freundlich als möglich behandelt wurden; doch dauerte es lange, bis ich die Alten dahin gebracht hatte, mir alles zu öffnen und noch länger, bis ich in diesem Labyrinth von Wohnungen, Gewölben und Festungswerken mich zurecht finden und gehörig etabliren konnte. Hier war der Sitz der im Jahr 1764 gestifteten und seitdem beträchtlich verbesserten, adeligen Kadettenschule der Artillerie. Was ich daran sah, war geeignet, mir diese Anstalt als zweckmäßig darzustellen. Die jungen Leute waren zwar mitsammt ihren Lehrern in der Nacht vor Ankunft der Franzosen entflohen, und das so eilig, daß man noch einen großen Theil ihrer Kleider fand. Wir fanden aber noch ihre Bibliothek und ihre mathematischen Instrumente, und noch manche Spur von ihrer Einrichtung. Vor dem Alcazar, nach der Seite der Stadt zu, ist ein kleines, artiges Arsenal mit Modellen, wo die Eleven öfters praktischen Unterricht erhielten. Ich muß gestehen, ich hätte gern Einiges aus der Bibliothek mitgenommen, vorzüglich die spanisch revolutionären Schriften, die sich hier in Menge fanden; allein wie durfte wohl ein Mensch an so etwas denken, der Pferde ohne Eisen, Stiefel ohne Sohlen und kaum ein einziges Weiberhemd zum wechseln hatte! Was schlimmer als dieser schon wieder eintretende, entblößte Zustand war, mein Körper fing an, den übertriebenen Anstrengungen zu erliegen. Die häufigen Nachtwachen und der weiße Castilianische Wein, der für meine Natur Gift war und doch nicht ganz entbehrt werden konnte, hatten mein empfindliches Nervensystem dermaßen ergriffen, daß der Körper bisher nur noch dem mächtigeren Impulse des erregten Geistes gefolgt war.

Die eben eingetroffene Nachricht, daß die siegreiche Kaiserliche Armee den 2. vor Madrid angekommen sei, ließ keinen Zweifel übrig, daß sie vor

uns die ganze Arbeit beendigen und uns bis zur Hauptstadt keine Feinde mehr zu bekämpfen übrig lassen würde.

Während Alles sich freute, sank ich Abends zusammen und blieb auch in einem völligen Zustand von Entkräftung liegen, bis den 6. Morgens 10 Uhr, wo die Ordre zum Abmarsch kam. Ich mußte mich auf das Pferd heben lassen; kaum hatte ich aber den Degen gezogen, so fühlte ich auch schon, daß ich wieder lebte.

Wir durchzogen Segovia der Länge nach. Ein prächtiges gothisches Gebäude ist die Domkirche.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber musikalische Plagiate und Reminiscenzen.

Von

Dr. Hermann Zopf.

Plagiat nennt man jeden gelehrten Diebstahl. Die Kunstrichter nun, deren eigentliche Aufgabe in der Kunst ist: Gerechtigkeit zu üben und aufrecht zu erhalten, vor deren Forum daher auch in Betreff geistigen Eigenthums die Entscheidung von mein und dein gehört, sowie die Rüge jeglichen Diebstahls solcher Art, haben sich leider nach und nach einen eigenthümlichen Coder von Regeln und Ansichten darüber gebildet; sie haben jedenfalls die Abfassung ihrer Paragraphen von vorn herein, zumal in der zuerst in großer Naivität aufgewachsenen Musik, zum Theil so gründlich verfahren, daß sich auch auf ihr Forum das Sprüchwort anwenden läßt: Die Kleinen hängt man auf, die Großen läßt man laufen. Besonders unser leidiger Zeitgeist charakterisirt sich dadurch, daß man über Nebensachen die Hauptsachen übersieht, gern Alles halb thut und rasch urtheilt, man mag Etwas verstehen, oder nicht. Oberflächlichkeit und Ueberhebung sind seine Hauptfehler. Tiefe, Gründlichkeit, Gemüth, solche „Artikel“ werden ziemlich vornehm oder schonungslos behandelt. Weiter hier-

über zu lamentiren, überlassen wir Bestimmten und wollen dagegen aufzudecken suchen, wo der Coder des musikalischen Rechts an Halbheit und deshalb an Ungerechtigkeit laborirt.

Als Hauptparagraph haben sie ohne Weiteres an die Spitze gestellt, daß jegliche Reminiscenz als Diebstahl, als Plagiat zu betrachten sei. Was aber verstehen sie denn unter Reminiscenz? Eine auffallende Aehnlichkeit, welche ein musikalischer Satz, besonders in melodischer Beziehung, mit einem schon mehr oder minder bekannten, überhaupt schon früher verfaßten, hat! Diese Auffassung wurde nun ein gefundener Handel für alle kleineren Geister unter den Kunstrichtern nicht nur, sondern auch bald für Alle, welche, nachdem sie etwas in der Musik herumgehaust haben, sich berufen fühlen, mitzusprechen und zu censiren. So ist denn von Seiten kurzfristiger, musikalischer Gelehrsamkeit ein wahres Abschreckungssystem weidlich cultivirt worden, welches endlich wie eine frankhafte Passion so überhand genommen, daß man seitdem, zum Theil mit wahrer Wuth Jagd macht auf jegliche melodische Aehnlichkeit, welche sich bei neuen Componisten, mehr oder weniger unbewußt, in ihren Werken mit denen ihrer Vorgänger vorfindet. Es ist wahr, auch diese Seite hat ihre Begründung. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch hierin eine Grenze eingehalten werden muß, wenn die schaffende Kunst stets Fortschritte machen soll. Es würde uns sonst, ließen wir jene ganz unberücksichtigt, von allerlei kleinen, dilettirenden Kunstspizbuben eine Unzahl von Potpourris über Ideen aller möglichen Componisten zugemuthet werden, während bis jetzt die Menge derselben noch immer eine allenfalls erträgliche geblieben ist. Aber gestehen wir es uns: wir sind darin viel zu weit gegangen. Diese vielseitig sanctionirten *) Reminiscenzjägererei hat manchem aufkeimenden Talente das Leben recht schwer gemacht, ja dasselbe wohl ganz entmuthigt, ermattet, erstiakt. Oder, was noch schlimmer, sie hat eine Litteratur erzeugt, die nicht süß nicht sauer, nicht warm nicht kalt, in kläglicher Weise in der Luft herumzap-

*) Selbst Mozart mußte z. B. von Himmel sich sehr derbe Nachreden gefallen lassen wegen des Themas der Ouvertüre zur Zauberflöte und G. M. v. Weber sogar handgreifliche Demonstrationen von Böhnern wegen der Hauptmelodie seiner Freischützouvertüre.

pest zwischen Neuerungssucht und der Angst, in die Wendungen irgend etwas schon zu sehr bekannten Maestros hineinzugerathen und deshalb in der charakterlosesten Weise fortwährend die verzwicktesten, lächerlichsten Sprünge macht, um über alle Reminiscenzenklippen mit heiserer Haut hinwegzukommen.

Sind wir also hierdurch bereichert worden? Nein, wir sind nicht nur sehr arm, sondern auch noch mehr, sehr verdorben worden. Denn, so geschieht sie auch die benutzten Quellen unkenntlich machen wollen, der Verräther sieht doch überall hindurch, und nur Mitleid kann uns erfüllen, wenn wir irgend einen schönen, von den verschiedensten Meistern nacheinander bereits ungeschont uns vorgeführten Gedanken nun aus der Hand eines, durch unsere Reminiscenzenkritik eingeschüchternen, Jüngers hervorgehen sehen auf die geschmackloseste Art aufgezupft mit den unpassendsten Flittern, mit verbogenen Gliedern und verzerrten Zügen, wie eine zur Kurzweil verdrehte Guttapercha-Figur.

Gehen wir in die Musik-Literatur zurück bis auf die erste freiere Entwicklung der Melodie, so finden wir sehr bald zwischen sonst sehr verschiedenen Autoren eine zuweilen frappante Uebereinstimmung in ihren Ideen und Melodien. Man vergleiche nur z. B. Bach mit Stradella, Lasso u., Gluck's erste Opern mit Händel's italienischen Opern, Händel mit englischen Volksmelodien, ferner Mozart (Idomeneo) mit Gluck und besonders mit Cimarosa, Ideen von Haydn mit steierischen Volksliedern, Ideen von Mozart mit denen Haydn's, Beethoven mit Mozart und Haydn, Spohr mit Mozart, Weber mit Böhmen's und Ungarn's Nationalliedern, in seiner letzten Periode mit Rossini, Rossini mit Portugalese und italienischen Volksliedern, Marschner mit Weber, Mendelssohn mit orientalischen und celtischen Melodien und mit Weber, Wagner mit Weber und Spohr u. u. Wer in der Literatur dieser genialen Männer nur einigermaßen bewandert ist, wird erstaunen, wie oft dieselbe in häufiger gebrachten Lieblingswendungen oder in mitunter sogar vollständigen Melodien merkwürdig übereinstimmen. Fast ihnen allen ist immer und immer wieder bei ihrem ersten Erscheinen der Vorwurf gemacht worden, sie hätten dies und das „gestohlen“, sie wären nur Nachbeter von Diesem oder Jenem. Sie ließen sich aber, wenig-

stens die Entschlosseneren, durch jenes Geschrei nicht irre machen und errangen sich trotz aller bei ihnen sich vielleicht vorfindenden Reminiscenzen einen festen Styl; während die Uebrigen, welche sich einschüchtern ließen, welche es Allen recht machen, mit Allen liebäugeln wollten (was nun einmal in dieser Welt gerade den Rechtschaffensten nie ganz gelingen wird), in Folge dessen zu einer schwächlichen, charakterlosen, abstumpfenden Manier herabsanken. Mag allerdings Jeder zusehen, daß er es nicht zu bunt mache, d. h. ohne Rechtfertigung überallher charakteristische Wendungen so unverschämt abschreibe, daß man dieselben sofort als mechanisch aufgeklebt und ungehörig, kurz als fremdes Eigenthum erkennt, (wie uns allerdings dgl. „encyclopädische“ Compositionen nun schon genug zugemuthet worden sind); viel wichtiger aber erscheint es, überhaupt Prinzipien festzustellen, welche in tief nachhaltiger Weise über geistiges Eigenthum entscheiden. —

(Schluß folgt.)

Braunschweig'sche Sagen und Legenden.

Mitgetheilt von

S. Augustin.

IV.

Die Hünenburg.

In der Nähe des braunschweigischen Dorfes Watenstädt liegen auf einer bewaldeten Höhe die moosbewachsenen Ruinen einer alten Burg, welche noch jetzt die Hühnerburg genannt wird und der Schauplatz mancher Sage ist.

Im grauen Alterthume, so berichtet man uns, erbaute sich ein Ritter aus edlem Geschlecht die feste Burg zum Wohnsitz, und da er ein frommer Christ war, lebte er in Frieden und Einigkeit mit den Bewohnern der Umgegend. Doch diese sollten sich der guten Nachbarschaft nicht lange erfreuen, denn ein heidnischer Riese vertrieb den guten Ritter aus seinem Besitztum und nahm es für sich in Beschlag. Wo er konnte neckte, beraubte und quälte nun der Unhold die Bauern der umliegenden Dörfer und kein Wanderer auf der Heerstraße war sicher vor seinen

Gewaltthätigkeiten. Da beschlossen die bedrückten Bauern endlich, sich von dem Joche zu befreien und zogen mit allerlei Waffen vor die Burg, um sie zu stürmen und ihren Plagegeist zu vertreiben, als dieser sie aber kommen sah, riß er lachend eine Eiche mit der Wurzel aus der Erde und schlug damit zwischen die Bauern, daß sie heulend davon rannten. Aus Rache aber nahm der Riese die Kirche von Waterstädt, die seinem heidnischen Sinn schon längst ein Greul war und trug sie eine Stunde weit weg in den Wald, wo sie dann später wieder ausgebeffert wurde und heutigen Tages noch steht.

Der Riese setzte dann sein böshafes Treiben fort und spottete der Wuth der Bauern, bis er durch Zufall in ihre Hände fiel. — Die Leute von Waterstädt hörten nämlich eines Tages einen Lärm, der bald wie starke Windstöße, bald wie Donner klang. Sie vermochten sich das nicht zu erklären bis sie endlich den Riesen auf einem Berge schlafend fanden. Nun merkten sie wohl, daß es sein Schnarchen war, das sie erschreckt hatte — und gingen sie und holten starke Ketten, die sie um seinen Leib schmiedeten und ihn dann tödteten. Den Leichnam hing man dann an den höchsten Bäumen des Waldes auf — und auch in der Kirche zu Waterstädt wurde ein Stück von den Riesenknochen des gräßlichen Heiden zum ewigen Angedenken aufbewahrt. Der Berg aber,

wo man ihn fing und tödtete heißt noch heutigen Tages der Riesenberg.

Auch in der Gegend von Holzminden an der Weser hielten sich damals viele Riesen auf. Zwei von ihnen hatten sich auf den Bergen niedergelassen, auf denen später die Homburg und das Schloß Eberstein throneten. Zwischen diesen Bergen liegt ein Thal, welches mehr als eine Stunde weit ist, aber das hinderte die Riesen nicht, sich gegenseitig mit der Holzart auszuhelfen, denn sie besaßen nur die eine. Wenn der Hüne auf dem Eberstein Holz spalten wollte, rief er seinem Nachbar auf der Homburg zu, er möchte ihm die Act herüberwerfen, und wenn der Andere sie nöthig hatte, so kam sie auf dieselbe Weise in seine Hände.

Einst gingen diese Riesen in der Gegend nach dem Sollingerwalde zu spazieren, da rief der Eine: Warte ein wenig, lieber Freund, ich glaube ich hab' einige Sandkörner im Schuh. Er blieb also stehen und schüttelte seine Schuhe aus — da fielen die beiden mächtigen Felsblöcke an der Erde, die seit dieser Zeit bis heute bei Uslar auf dem Felde liegen.

Auch bei Halmstädt liegen einige große Felsstücke, die Lübbensteine, welche Riesen, die aus der Weser- gegend kamen, dort aus ihren Strümpfen geschütelt haben sollen.

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung.

* Bei der vor kurzem mitgetheilten Feuilletonnotiz über Gesammtausgaben, welche dankenswerth und willkommen sein würden, haben wir nicht erwähnt, daß auch eine neue Ausgabe von Heinrich von Kleists „dramatischen Dichtungen“ eine sehr wünschenswerthe Erscheinung sein dürfte. Gerade gegenwärtig, wo viele Bühnen suchen, diesem bedeutenden Dramatiker immer mehr und mehr gerecht zu werden, wäre eine solche Gesammtausgabe am Platze. Die Buchhandlung von Hofman und Comp. in Berlin hat vor einigen Jahren etwas derglei-

chen angekündigt, später aber nichts Weiteres davon verlauten lassen.

* W. Jordans „Liebesläugner“ sind am Hoftheater zu Braunschweig neu aufgeführt worden, haben sich jedoch leider keines großen Erfolges zu erfreuen gehabt.

* Von dem Privatdocenten Alexander Schnetzger in Jena ist kürzlich eine Tragödie „Arnold von Seelenhofen, Erzbischof von Mainz“ — im zwölften Jahrhundert spielend — als Manuscript gedruckt und versendet worden.

* Eduard Tempelweis „Alitännestra“ ist auf dem Stadttheater zu Hamburg nun auch und zwar wie anderwärts mit bestem Erfolge in Scene gesetzt worden.

* Auf dem Stadttheater zu Chemnitz in Sachsen wurde Anfang September (gelegentlich des Gastspiels von Hermann Hendrichs aus Berlin) ein Drama Melchior Meyrs in München: „Herzog Albrecht“ zum erstenmale für dort zur Darstellung gebracht.

Musik.

* Das Kaiserliche Hofopertheater in Wien hat, seit die elende italienische Saison zu Ende gegangen, einige Schritte zur Besserung, wenigstens des deutschen Opernrepertoirs, gethan. Man brachte Beethovens „Fidelio“, Cherubinis „Wasserträger“ und neuerdings Glucks „Iphigenia in Tauris“ auf die Kärnthnerthorbühne.

* In Dresden hat im K. Palais des großen Gartens ein großes Concert zum Besten der Armen stattgefunden, in welchem Spontinis Ouvertüre zur „Bestalin“, Beethovens B-dur-Symphonie und eine in Deutschland zuerst gehörte Opernintroduction von Feod. Mabelini, Kapellmeister des Großherzogs von Toskana — in Styl und Geist Neuitaliens gehalten — zur Aufführung kamen.

Neue Belletristik.

* Von Max Ring soll im Laufe der nächsten Zeit der schon länger angekündigte Roman „Milton“ erscheinen.

* Die Novelle „Wechselwirkungen“ von Mathilde Gräfin Reichenbach, aus welcher wir vor einiger Zeit zwei Capitel als Proben mitgetheilt, wird im Verlage von Heinrich Matthes in Leipzig in den nächsten Wochen herauskommen. Die „Wechselwirkungen“ spielen wie die „Faustine“ derselben Verfasserin in modernen Lebenskreisen, und haben einen interessanten und ergiebigen Vorwurf, insofern sie besonders aus der Kunstwelt Charaktere und Zustände schildern.

Bildende Kunst.

* Von W. von Kaulbachs „Sunnenschlacht“ erscheint bei Duncker in Berlin ein Kupferstich mit dem E. Jakoby in Paris schon seit geraumer Zeit beschäftigt ist.

Correspondenz.

Dresden, den dritten September 1856.

Im Begriff, auf einige Wochen Dresden zu dem Zwecke einer Erholungsreise zu verlassen, glaube ich Ihnen und der Zeitung schuldig zu sein, noch einen kurzen Rückblick auf unsere letzten Theaterwochen zu werfen. Seit dem Gastspiele der Marie Seebach erregten das hervorragendste dramaturgische Interesse Dawisons Shakespeares Charaktere: Othello, Richard III. und Macbeth. Die gewaltige Kraft, die versengende Gluth südlicher Gefühle und Leidenschaften des Othello, diese so rauhe und wilde und doch so zarte und unverdorbene Natur, die, einmal von der Bahn der Wahrheit abgelenkt, in ihrem Mißtrauen, ihrer Eifersucht blind einherstürmt und sich selbst zerquält — diese Elementarnatur mußte einem Schauspieler wie Dawison, der nach den höchsten Zielen der dramatischen Kunst strebt, zu einem bis in die kleinsten Einzelzüge eindringenden und die innersten Motive herausarbeitenden Studium anziehen, ja ihn lehren, ganz neue Farben der Charaktermalerei zu schaffen. In psychologisch bewunderungswürdiger Weise hat denn der gefeierte Künstler dies auch gethan. Mit einer seltenen Ueberwindung, die das so verlockend naheliegende Gräßliche von sich weist, mildert Dawisons Genius die Disharmonien dieses gigantischen Seelenkampfes und nöthigt uns das Geständniß ab, daß eine erhabener Darstellung als er sie insbesondere in den letzten Scenen schuf, fast in das Reich der Unmöglichkeit gehört. Ebenso gehört sein Richard III. zu dem Reifsten und Gewaltigsten, was die Bühnenkunst zu leisten vermag. Man bewundert in hohem Grade bei der Darstellung solcher Charaktere durch Dawison, den für unsere Zeit nicht genug zu schätzenden Künstler, da in ihm das Beste was in den letzten Decennien die philosophische wie die historische Kritik für das Verständniß Shakespeare's gethan haben, seine vollste Verwirklichung und Bestätigung findet. Es gebriecht mir heute an Zeit, die Verschiedenheit der Zeichnung und Farbengebung in Richard III. und Macbeth näher zu beleuchten und jene oberflächlichen und stumpfsinnigen Betrachter zu belehren, welche diese beiden Charactere zusammenstellen. Hoffentlich aber giebt mir die Wiederholung dieser Dramen nächsten Winter dazu Gelegenheit. Nur das Eine muß ich noch bemerken, daß Dawisons ganze Darstellung das gründlichste Verständniß athmet und jedem offenen Auge auf die wunderbarste Weise nahe legt. Im Macbeth bringt er schon in den ersten Acten durch die Reden an den Dorsch und an den Schlaf bedeutende

und mächtige Wirkungen hervor, wahrhaft großartig aber erschütternd er in den Scenen beim Gastmahl und im Gespräch mit der Lady, die in Fräulein Berg eine classische Repräsentantin hat. Außerdem muß ich noch der trefflichen genialen Leistung Dawisons als Mohr im Fiasco gedenken. Mit einer ungemein scharf und detaillirt ausmalenden Charakteristik schuf er eine Gestalt von frappantester nationaler Lebenswahrheit: Sprachfarbe, Redetempo, Bewegung — Alles erschaffen so fein berechnet und doch gleichzeitig so naturwüchsig und kräftig, daß ich diese Partie zu Dawisons meisterhaft gelungensten Rollen zählen muß.

A. Schönbachs neu aufgeführtes Schauspiel „Anton und Cordelia“ konnte es nicht zu einer Wiederholung bringen. Es fehlt dieser dramatisirten Dorfgeschichte an spannender Verwicklung, kurzem, schlagendem Dialog, Gedankenreichtum und lebenswahrer Charakteristik, obwohl es manche artige und fleißiggearbeitete Scene hat. Unnötige Längen, für die ich den Rothstift unseres Dramaturgen etwas breiter gewünscht hätte, haben zum Mißlingen des Ganzen auf der hiesigen Bühne wesentlich beigetragen. Der strebsame Autor wird sich hoffentlich dadurch nicht entmutigen lassen — *per aspera ad astra!*

Eine anderweite Novität, freilich eine ziemlich alte, ward auf dem Sommertheater am Linkeschen Bade in „der Vater der Debutantin“ geboten, anderwärts unter dem Namen „das erste Debut“ bekannt, eine gute alte Posse, die viele treffliche Streiflichter auf das Leben der Schauspieler hinter und außer den Koulissen wirft.

Neu einstudirt kam Spohrs reizende Oper „Jeisonda“, wie des alten Hiller und Weiße „die Jagd“ zur Ausführung. Letztere machte mehrmals volle Häuser, während die erste, trotz ihrer großen Schönheiten und anerkannten Werthes, unbegreiflicher Weise das Publikum nur wenig anzusprechen scheint.

Zu Göthes Geburtsfeier wurde „Iphigenia auf Tauris“ gegeben. Die Titelrolle dieses großen und seltenen Werkes, in dem, was Schönheit der Form, Tiefe der Gedanken und Einheit der Kunst betrifft, Göthes Poesie ihren Höhepunkt erreicht, gehört zu denjenigen Leistungen der Frau Bayer-Bürk, in denen diese Künstlerin einzig unter den Schauspielerinnen der Gegenwart genannt werden muß. Sie weiß die Schönheit der Poesie und der bildenden Kunst wunderbar harmonisch zu einigen und die einfache Sprachweise, welche der Darstellung der Antike eigen sein muß, unbeschreiblich euphonisch

wiederzugeben. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben, hierbei nicht monoton zu werden und das ideale Element so erhaben hervortreten zu lassen, wie es Frau Bayer-Bürk thut, ohne dabei in pathetische Declamation zu verfallen. Wahrhaft erschütternd wirkte die Scene mit Orest, während der Parzengefang am Altar, so ruhig und doch so ergreifend gesprochen, das Herz des Hörers in elegischer Empfindung schmelzen ließ.

J. S.

Leipzig, Anfang September 1856.

Meinen Bericht aus Leipzig sollte ich eigentlich mit dem Referat über eine Leipzigs würdige Todtenfeier Robert Schumanns eröffnen. Da aber eine derartige Erinnerung an den Meister sich bis jetzt auf Privatreise beschränkt, so müssen wir doch wohl die Wintersaison erwarten, wo das Gewandhausconcert und der Musikverein Cunterpe zuversichtlich ihren Verpflichtungen gegen den Verstorbenen und gegen ihre eigne Ehre nachkommen werden! —

Wenn somit aus den musikalischen Kreisen etwas Bedeutendes für heute nicht zu melden ist, so bietet das Stadttheater dazu Gelegenheit, insofern es durch das Gastspiel Grunerts vom Stuttgarter Hoftheater die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde in dankenswerther Weise auf sich wendet. Grunert hat bereits vor zwei Jahren durch eine Reihe von Gastdarstellungen sich hier einen Kreis neuer Verehrer erworben, so daß der geistvolle und bedeutende Charakterspieler enthusiastische Begrüßung fand. Durch sein Gastspiel allein gelangte eine der gewaltigsten Tragödien Shakespears, gelangte der gewaltige „König Lear“, den Grunert zu seinen bedeutendsten und ergreifendsten Leistungen zählen darf, von neuem auf die hiesige Bühne. Gern würde ich, wenn die Zeit und der Raum es verstatteten, in Detail auf Grunerts Gastspiel eingehen. —

Die Sommertheater (das unsere einbegriffen), von deren Verdiensten um die Kunst man bisher nicht sprechen konnte, fangen an sich solche zu erwerben. Der Gedanke, dem Fächerstreite dadurch ein Ende zu machen, daß man Bachers „Cheruskler in Rom“ auf Tivolibühnen als Posse giebt, verdient ein recht glücklicher Gehiesen zu werden, und es löst sich der unerquickliche Streit eben, wie er sich vernünftiger Weise lösen muß: mit Gelächter. —

In der hiesigen literarischen Welt ist es gegenwärtig sehr still — und überhaupt scheint Leipzig in literarischer Hin-

sicht mehr und mehr an Bedeutung zu verlieren. Mit der Uebersiedelung G. Kühnes nach Dresden ist der Kreis hiesiger Schriftsteller wieder verengert worden. Der Dichter Ad. Böttger gedenkt eine Sammlung seiner zahlreichen Dichtungen zu veranstalten. Von Hermann Marggraff wird ein neuer Roman, und von Robert Gieseke hier einer desgleichen erscheinen. —

In meinem letzten Berichte hätte ich die Schenkung von tausend Thalern, die Herr Heinrich Brockhaus der Schillerstiftung gemacht, gebührendermaßen und rühmend erwähnen sollen. So wird doch vom Einzelnen die Theilnahme bewiesen, die von Seiten des gesammten Publikums hier leider vermisst wurde. D.

Anzeigen.

! Poetische Werke aus dem Verlage von Heinrich Matthes in Leipzig.!

Dichtungen von Adolf Stern.

Sangkönig Hiarne. Ein nordisches Märchen von Adolf Stern. 1853. Oct. Geh. 7½ Ngr.

Poetische Erzählungen. Von Adolf Stern. 1855. Elegante Miniaturausgabe. 25 Ngr.

Zwei Frauenbilder. Dichtungen von Adolf Stern. 1856. Miniaturausgabe. 12½ Ngr.

Adolf Sterns epische Dichtungen haben sich raschen Beifall beim Publikum, und bei der gesammten Kritik beinahe die Anerkennung erworben, daß sie zu den vielversprechendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern erzählenden Poesie gehören. Abgesehen von den zahlreichen ausführlichen und sehr günstigen Urtheilen, in den Journalen, hat Rudolph Gottschall in seiner „Deutschen National-Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ den Dichter als talentvollen, beachtenswerthen Epiker mit lebendiger Phantasie und schwungvoller Schilderung bezeichnet.

Pantheon deutscher Dichter.

Eine Anthologie,

herausgegeben

von

Adolf Stern.

Dritte vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit einem biographischen Verzeichniß der Dichter.

In Prachtband 2 Thlr. Broch. 1½ Thlr.

Fünzig Lieder für Componisten.

Von

Julius Schanz.

Min. 12½ Ngr.

Den Freunden der Lyrik, sowie den Tonsetzern gewiß ein höchst willkommene Gabe. Talentvolle Componisten haben einzelne der anmuthigen, formvollendeten Lieder bereits in Musik gesetzt.

Die Dorfgroßmutter.

Eine Idylle

von

Moriz Horn.

Elegante Miniaturausgabe. 20 Ngr.

Das „Bremer Sonntagsblatt“ sagt in Nr. 32 über diese reizende Dichtung: „Vom Dichter der Pilgerfahrt der Rose, der Lillie vom See u. s. w. erschien ein neues Werk, die Idylle „die Dorfgroßmutter“, ein frisches, lebenswarmes Gemälde des Landlebens, durchweht von gelungenen Naturschilderungen und besonders ausgezeichnet durch eine klare, bestimmte Zeichnung der Charaktere.“

Im Laufe des Jahres erscheinen ferner:

Gedichte von Anna Löbn. Zweite vermehrte Auflage. Miniaturausgabe.

Die Köhler von Burg. Bairische Sage in Versen von Moriz Horn. Elegante Miniaturausgabe.

Jerusalem. Epos von Adolf Stern.

Leipzig, Ende August 1856.

Verlagsbuchhandlung von Heinrich Matthes.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.